

Laila Ingrid Rasmussen: Ein Mörder im Keller

- Liebes rotes Käferlein mit den schwarzen Tupfen, kommst so zeitig und allein, deklamiere ich gemessen und so feierlich vor mich hin, dass ich kaum meine eigene Stimme wiedererkennen kann. Es ist so unnatürlich still auf der Hintertreppe zwischen dem dritten und vierten Stock, wo ich auf dem breiten Ende der Stufe am Fenster sitze, die bloßen Füße in einem Sonnenstrahl, und die Wärme ganz intensiv spüre, aber nur in der einen Gesichtshälfte. Vielleicht sind die Leute ausgegangen, um Sonntagsbesuche zu machen, vielleicht halten sie Mittagsschlaf, einige sind wohl auf dem Sofa eingenickt mit einer Zeitung über dem Kopf, die sich bei jedem Atemzug anhebt.

Ich führe den Finger ganz nah ans Auge und sehe auf den kleinen zweiteiligen Schild des Marienkäfers, auf die Pünktchen und die schwarzen Beinchen, die sich schnell heraufbewegen. Sobald er an der Spitze angekommen ist und eben die Flügel ausbreiten will, beuge ich den Finger nach unten, hebe den Handrücken an und der Marienkäfer krabbelt weiter nach oben, spaziert über meine Hand und dann den Arm herauf. Urkomisch ist das. Rührend, wie emsig er ist. Ich drehe den Arm herum, so dass er auf die Innenseite krabbelt, wo die Haut dünn ist und kitzelt, so dass ich einfach lachen muss, höre aber gleich wieder auf, damit mich keiner hört und angerannt kommt, und dann ist er an der Achselhöhle, und ist er jetzt weg?

Ich schüttele mich und er fällt mit einem leisen klickenden Geräusch auf die Stufe. Er liegt auf dem Rücken und zappelt mit den Beinchen. – Ach, da bist du. Ich bringe ihn mit dem Zeigefinger in Schwung, hebe ihn ein bisschen an, so dass er wieder auf die Beine kommt. Sofort will er weiter, aber mein Fuß versperrt ihm den Weg. Er macht einen scharfen Schwenk, läuft jetzt meinen Fuß entlang und gelangt an die Außenkante der Treppe. Es ist eine Schlucht, ein riesiger Abgrund für so ein kleines Insekt. Trotzdem hält er nicht an, er zögert nicht, um seine Möglichkeiten

zu erwägen, sondern läuft bloß mit derselben Geschwindigkeit die Kante entlang, faktisch genau auf der Kante. Auf der äußersten Kante. Ich hebe ihn mit zwei Fingern hoch, die Sonne scheint auf die Deckflügel. Sie sind das einzig Rote auf der Treppe, auf der alles andere grau ist, eine kleine Halbkugel, die ich in meine hohle Hand lege und über die ich die Finger schließe wie ein Gitter.

Dann höre ich ein Geräusch und blicke schnell auf die Klinke der nächsten Wohnungstür. Ist dort jemand in der Küche hinter der Tür? Oder hinter dem Toilettenfenster mit der farbigen Glasscheibe? Ich horche. Aber es ist still, ich höre nur das Tropfen von Wasser im Keller, als wäre ein Wasserhahn plötzlich undicht geworden. Und dann wird das Geräusch lauter und füllt die Stille ganz aus. Wie kann es sein, dass ich das Geräusch bisher nicht bemerkt habe? Es ist überall. Es dröhnt durch den Schacht herauf. Es sind die Tropfen, die auf den Boden des großen Waschkessels im Keller klatschen, und da unten ist es dunkel, denn es gibt dort nur ein kleines, schmales Fenster, das auf einen Schacht geht, und über dem Schacht ist ein Gitterrost.

Der Marienkäfer in meiner Hand ist still. Ich halte die Luft an. Ich habe solche Angst, dass die großen schweren Tropfen, die unten in den Kessel klatschen, nicht Wasser sind und dass es nicht der Boden des Kessels ist, auf den die Tropfen klatschen, sondern dass sie in eine Lache, eine Blutlache fallen, und dass sich von jedem Tropfen Ringe ausbreiten. Und jetzt kann ich nicht aufstehen. Ich bin gelähmt. Ich kann nicht rufen. Es ist wie in einem Albtraum, in dem man schreit, ohne dass ein Laut aus einem herauskommt, in dem man läuft und doch nicht vom Fleck kommt. Ich kann meine Sandalen und meine Füße auf der Treppenstufe sehen. Ich kann meine Hand sehen, die nach den Sandalen greifen will, aber ich kann mich einfach nicht rühren. Nur der Staub bewegt sich im Sonnenstrahl, gleitet langsam an meinem Blick vorbei wie durch ein Meer von Leere.

Ein Mörder ist im Keller. Ich bin mir ganz sicher. Der Ort dort unten ist kein Ort für weiße Betttücher und Seifenschaum, kein Ort für Hausfrauen, sondern ein Schlachthaus. Ich sehe die Holzbank voller Blutflecken vor mir. Hier werden unschuldige Kinder zerstückelt, zerrissen, zerhackt, aber warum? Ich verstehe nicht warum; und dann ruft jemand unten auf dem Hof. Ich drehe den Kopf in die Sonne, die durch das Fenster fällt, und das Licht ist so grell, dass man überhaupt nicht hinaussehen kann, aber aus irgend einem Grund fühle ich mich trotzdem getröstet. Ich öffne einen Fensterhaken, drücke das Fenster auf und sehe hinunter, während ich mich über das Gesims lehne. Susannchen steht unten vor meinem Eingang und sieht zu unserem Küchenfenster im Erdgeschoss herauf.

- Ich bin hier, rufe ich. Sie guckt sich um und entdeckt mich. Ich bin an einer anderen Stelle, als sie erwartet hat, sie scheint aber nicht erstaunt zu sein. Sie schüttelt ein Einmachglas.

- Kommst du runter und sammelst Marienkäfer? ruft sie und im selben Moment kribbelt es in meiner Hand. Aber im Keller ist ein Mörder, will ich gerade sagen, aber statt dessen schließe ich das Fenster, schlüpfe in die Sandalen und springe die Treppe hinunter.

- Guck mal, wie viele ich habe, sagt sie und hält das Glas hoch. Es kribbelt und krabbelt im Glas. Es klingt so komisch, wenn sie das Glas umdreht und alle Marienkäfer holterdiepolter runterrutschen und in einem Haufen auf dem Deckel liegen, und hui, schon rutschen sie zurück, als sie das Glas wieder umdreht. Ich platze vor Neid. Es sind mehrere Hundert und ich habe nur einen. Ich verschwinde sofort nach drinnen und komme mit einem Glas mit meinem Marienkäfer drin zurück. Wir laufen im Hinterhof herum und sammeln. Es gibt ganz viele, wenn man richtig hinschaut.

- So viele habe ich in meinem ganzen Leben noch nicht gesehen, sage ich. Sie sind auf den Gesimsen. Sie sitzen auf dem Mülleimer und auf dem Bretterzaun zum Nachbarhof. Sie sind in der Luft, kommen

angeflogen und landen taumelnd auf dem Asphalt oder torpedieren mit einem Knall deine Stirn. Sie sitzen auf der Wäsche, die zum Trocknen aufgehängt ist. Besonders viele sind auf einem gelben Hemd. Wir sammeln und sammeln, wir klauben sie uns gegenseitig aus den Haaren und fangen sie, wenn sie angefliegen kommen. Es ist nicht leicht, sie ins Glas zu bugsieren. Sobald man den Deckel aufschraubt, versuchen einige gleich herauszukommen. Und wer hat die meisten? Wir müssen vergleichen, schlagen die Gläser gegeneinander, lachen und sagen Prost, aber sie hat immer mehr als ich. – Ich habe die meisten, sagt sie. – Ätsch-Bätsch, du kriegst aber nicht so viele wie ich. Kannst du ja gar nicht. Ist doch klar, ich habe ja schon den ganzen Vormittag gesammelt und du hast gerade erst angefangen.

Ich sehe auf mein Glas, ich kann meinen ersten Käfer nicht mehr von all den anderen unterscheiden. Sie sind alle gleich. Sie sind sieben Jahre alt und krabbeln aufeinander herum. Sie versuchen alle, nach oben zu kommen, aber einige müssen ja zuunterst sein. Einige sind gezwungen, unten zu sein, denn sonst können die anderen ja nicht heraufkommen.

- Das ist die reine Tierquälerei, sagt ein Erwachsener, der durch den Hof kommt. – Sie können ja keine Luft kriegen. Sie können in dem Glas ja nicht atmen. Habt ihr daran gar nicht gedacht?

- Aber wir machen das Glas ab und zu mal auf, dann kann Luft reinkommen, sagt Sanne.

- Es ist Tierquälerei. Ihr solltet sie wieder freilassen.

Das wollen wir aber nicht, ich will auf keinen Fall.

- Ich will noch mehr, sage ich zu Sanne und sammle weiter. Wo der Asphalt einen Riss hat, sind mehr, auch an den Treppenstufen und am Kellerschacht. Auf den Stufen, die zum Schacht hinunter führen und unten in dem ganzen Dreck an der Tür, hier kann man mit der Hand und den Fingernägeln im Dreck nach ihnen scharren. Rein ins Glas mit dem ganzen dreckigen Drum und Dran und dann Deckel drauf, schnell, ehe sie abhauen.

- Komm mal hier runter, sage ich aus dem Kellerschacht, hier unten sind echt viele, aber es ist dreckig hier. Ich wische mir mit einem Zipfel meines Pullovers über die Stirn, es ist der neue mit dem Lochmuster, und die gehäkelte Bogenkante am Ärmel wird schwarz.

- Die Wilden Engel scheißen drauf, sage ich, - puh, ist es hier heiß. Mir ist ganz schön warm. Im Mauerwerk des Schachts staut sich die Hitze. Die Luft steht still und es riecht faulig. Man kann kaum atmen.

Susannchen bleibt stehen, steht jetzt da oben am Geländer, den Kopf in der Sonne und sieht auf ihr Glas. Es ist über und über mit fettigen Fingerabdrücken bedeckt.

- Glaubst du, dass es Tierquälerei ist? fragt sie. Ich tauche aus dem Schacht auf und hole Luft. Wir sehen uns an und dann auf die Gläser, in denen die Marienkäfer aufeinander herumkrabbeln.

- Nee, sagen wir. Denn es ist doch immer noch ein ganzer Streifen Luft darüber.

- Aber was mit denen zuunterst? sagt sie. Sie zögert. Sie steht seitlich von mir und sieht in das Glas, klopft mit einem Finger drauf. – Glaubst du, die untersten atmen? Wir schütteln die Gläser, so dass die zuunterst zuoberst kommen und eben mal ein bisschen Luft schnappen können.

- Sie sehen doch lebendig aus, sage ich.

- Sie krabbeln herum, der eine wie der andere.

- Solang ich atme, hoffe ich. - Ich gebe ihr einen Schubs in den Rücken und laufe weiter, während ich das Glas schüttele.

- Die Wilden Engel scheißen drauf, rufe ich.

Es gibt ja so viele von ihnen. Es ist ein Marienkäferjahr. Es gibt ganz unglaublich viele. Sie sind überall, wir sammeln jetzt auf der Straße und im Nachbarhof. Dort sind auch andere Kinder, die sammeln. Wenn wir an ihnen vorbeikommen, vergleichen wir die Menge, und zusammen haben wir die meisten, aber Sanne hat immer noch mehr als ich.

- Sie fressen alles, sagt sie. Und wenn es nichts mehr zu fressen gibt, fliegen sie weiter und suchen nach mehr zu fressen, und wo es etwas zu

fressen gibt, fressen sie es mit Stumpf und Stiel und fliegen dann weiter. In alle Ewigkeit.

- Aber hier ist ja nichts, sage ich.

Wir bleiben ein bisschen stehen, direkt am Kellerfenster; ich höre den Wasserhahn tropfen, ich höre es, obwohl Fenster und Tür geschlossen sind. Es ist das einzige Geräusch. Das Geräusch der Tropfen und das Geräusch der Marienkäfer, die im Glas herumkrabbeln.

- Ich habe mehr als du, sage ich, obwohl ich weiß, dass es nicht wahr ist. Ich bin einen halben Kopf größer, sie geht mir gerade mal bis an die Oberlippe, wenn wir einander gegenüber stehen. Wir sind nicht in Augenhöhe, und sie muss den Kopf ein bisschen nach hinten biegen, um zu mir herauf zu sehen. Dann bekommt sie Sonne in die Augen und muss blinzeln.

- Wir können sie alle zusammen in ein Glas schütten, sagt sie.

Aber davon kann überhaupt nicht die Rede sein, denn ich bin die größere und ich bin auch die stärkere. Ein Marienkäfer landet direkt vor ihrem Fuß. Blitzschnell habe ich mich gebückt und ihn aufgehoben. Ich bin ihr zuvorgekommen, aber den nächsten, der landet, schnappt sie sich; aber nur, weil sie schubst und mir außerdem auf die Füße tritt.

- Du hast mir auf die Füße getreten, beschwere ich mich.

- Hab' ich doch nicht extra getan, sagt sie, tut einen Schritt zurück, schraubt den Deckel ab und stopft den Marienkäfer zu den anderen ins Glas. Ich tue einen Schritt nach vorn und strecke die eine Hand aus.

- Gib ihn mir.

- Nein.

- Aber ich habe ihn zuerst gesehen, und deshalb gehört er mir.

- Ein Marienkäfer kann keinem gehören, sagt sie.

Wir bleiben mit den Gläsern in dem Lichtkeil stehen, der zu diesem Zeitpunkt des Tages und des Jahres in den Hof hineinreicht, wenn die Sonne am höchsten steht. Bald wird sie hinter dem Giebel des Hauses

verschwunden sein, und man muss die Hintertreppe ein Stück höher hinaufgehen, um sie zu sehen.

- Gib mir den einen Marienkäfer! Oder ich sage es.

Sie versteckt ihr Glas hinter dem Rücken.

- Wem? fragt sie.

Ich habe keine Ahnung. Ich habe wirklich keine Ahnung. Denn wir sind die einzigen Kinder im Hof. Die anderen sind vielleicht draußen auf der Straße oder auf anderen Hinterhöfen, oder aber sie sind von ihren Müttern ins Haus gerufen worden. Ich sehe mich um, aber keiner ist zu sehen, alle Fenster sind geschlossen. Wir sind ganz allein... und vielleicht ist unten in der Waschküche ein Mörder. Ich höre die Tropfen, die in die Lache fallen und zu Ringen werden.

- Ich will aber den Marienkäfer, sage ich und tue einen Schritt nach vorn, so dass sie zurück in den Schatten treten muss.

- Du kannst sie alle haben, sagt sie, streckt die Hand aus und gibt mir schnell das ganze Glas, ehe sie es bereut.

Jetzt habe ich zwei Gläser, eines in jeder Hand, ich bücke mich, schraube von beiden den Deckel ab und gieße den Inhalt zusammen in ein Glas. Ein Strom von Marienkäfern. Eine rote und schwarze Welle.

- Ich will sie nicht, sagt sie, - sie tun mir leid. Es ist Tierquälerei. Sie hält die Hände auf dem Rücken, als wüsste sie nicht, was sie mit ihnen anfangen soll, wenn sie nicht mehr einsammelt. Ich stelle das leere Glas ab und sehe triumphierend auf mein Glas. Es ist ganz mit Marienkäfern gefüllt. Sie gehen bis an den Rand.

- Ich geh jetzt nach Hause, sage ich, drehe ihr den Rücken zu und gehe zur Haustür.

- Es ist Tierquälerei, ruft sie, sie können keine Luft bekommen.

- Auch gut, sage ich und bleibe auf der obersten Treppenstufe direkt vor der Haustür stehen. – Dann schütte ich sie eben aus. Ich schraube den Deckel ab. Langsam und mit halb zugekniffenen Augen. Die Marienkäfer versuchen sofort, über den Rand zu krabbeln. Ich halte das Glas mit

gestrecktem Arm von mir ab, etwas schräg, während ich Susanne ansehe, ihr Gesicht und ihre Hände beobachte, die nicht mehr auf dem Rücken sind, sondern an ihrem Mund. Sie beißt sich in den Fingerknöchel, während die ersten Marienkäfer auf die Steintreppe und den Asphalt unter der Treppe plumpsen. Es macht Klick, wenn sie aufprallen. Einige krabbeln sofort weiter, andere bleiben liegen. Einige sind imstande, ihre Deckflügel anzuheben und die Flügel zu entfalten.

- Ja, lass sie nur raus, sagt sie.

Ich schüttele.

- Dann hat eben keine von uns was davon.

Und dann sind alle Marienkäfer auf der Erde, sie kribbeln und krabbeln und kriechen davon, sie sind sich gegenseitig im Weg und wollen doch weg, sie wollen einfach weg, und einigen gelingt es auch. Andere heben ab und fliegen in Bögen durch die Luft davon. Man kann ihnen einen Augenblick folgen und dann sind sie aus dem Blickfeld verschwunden. Man kann sie nicht auseinanderhalten, der eine gleicht zur Verwechslung dem anderen, aber ich habe noch nie so viele auf einmal gesehen. Ich wusste gar nicht, dass es so viele gibt. Auf der ganzen Welt. Dann fällt mein Blick auf Sanne, die mit dem Glas in der Hand dabei ist, sie wieder einzusammeln. Ich weiß nicht, warum ich es tue, aber ein Teufel fährt in mich. Ich tue einen Schritt nach vorn und stelle meinen Fuß auf einen ganzen Haufen Marienkäfer, mitten hinein in die Menge, die immer noch auf dem Asphalt ist und immer noch in dem ganzen Dreck herumschliddert, ohne Überblick und außerstande hochzufliegen, die roten Deckflügel zu öffnen, die durchsichtigen glasklaren Flügel zu entfalten und zu fliegen. Sie können es nicht und werden es niemals können. Ein Knirschen ist zu hören und ich höre jemanden rufen. Ich tue den nächsten Schritt und noch einen, ich stampfe herum. Die Erde wird ganz rot und glitschig vor Flüssigkeit. Die Deckflügel und die Pünktchen, die Flügelchen und Beinchen werden zerquetscht. Flecken breiten sich an der Stelle aus, wo der Sonnenkeil langsam verschwindet. Es knirscht ganz

laut. Ich höre Sanne schreien, aber von weit weg, sie weint und zerrt mich am Arm. Jetzt kriegen wir Krach, denke ich, während ich weiterstampfe. Jetzt kriegen wir richtig Krach. Die Wilden Engel schießen drauf. Und ich mache weiter, bis keiner mehr übrig ist. Entweder woandershin geflogen oder tot. Susannchen zerrt nicht mehr an mir. Sie weint bloß vor sich hin mit geschlossenen Augen und herunterhängenden Armen. Sie hat schwarze Ränder auf den Wangen. Ich sehe sie, kann aber in meinem Rauschzustand nichts tun. Ich bin wie gelähmt. Mein Körper bewegt sich von selbst.

Und dann stehe ich auf der Hintertreppe zwischen dem dritten und vierten Stock. Es tropft nicht mehr im Keller, aber aus meinen Augen fallen Tränen und landen auf den staubigen Stufen. Und ich habe immer noch Angst. Ich friere, zittere am ganzen Körper, ich weine und weiß nicht warum. Ich halte einen Marienkäfer in der Hand. Ich spüre, wie er sich bewegt... und solange ich atme, hoffe ich. Ich öffne einen Haken und schubse das Fenster auf. Ich stecke die Hand in den Sonnenschein und öffne sie.

- Noch liegt Schnee am Wiesenrain, hol dir keinen Schnupfen.

Aus dem Dänischen von Ursula Kleinen